

**E**S IST UNMÖGLICH, VON Gott etwas zu erzählen und zu sagen, das nicht schon erzählt und gesagt worden wäre, – hundertfach, tausendfach. Weil aber in diesem Fall das Nichterzählte mehr zählt als das Erzählte und das Nichtgesagte mehr besagt als das Gesagte, behaupte ich in bodenloser Naivität: Gott ist ein Stein. Nicht: wie ein Stein, sondern: nichts als ein Stein. Gott ein Stein, das ist mehr und ungleich weniger als ein Bild, mehr und zugleich weniger als ein Symbol. Denn dieser Stein verweist nicht auf irgendetwas anderes: auf nichts davor und nichts dahinter, auf nichts darüber und nichts darunter. Daß er auf nichts verweist und nichts bedeutet, macht seine Einzigartigkeit aus. Er besteht geradezu in dem unvergleichlichen Vorzug, nichts anderes sein zu wollen, nichts anderes sein zu können, nichts anderes zu sein als ein Stein. Er ist eindeutig und endgültig. Er ist nichtssagend und nackt.

## Gott – nichts als ein Stein

Wir hingegen haben uns seiner angenommen und etwas aus ihm gemacht, das man vorzeigen kann. Wir haben Gott seit Jahrhunderten und Jahrtausenden in ebenso raffiniert geschneiderte wie zu knapp bemessene Sprech- und Denkkostüme gezwängt, immer eins über das andere, um seine Blöße zu bedecken, statt sie ihm zu lassen. Wir haben Gott verkleidet, haben ihn mit ausgesuchten Stoffen von ausgesuchtem Zuschnitt umhüllt und prüfen seither mit Kennermiene die wechselnden Camouflagen seiner Unkenntlichkeit. Welcher Wettstreit der Modeschöpfer von Geschlecht zu Geschlecht! Wäre Gott nicht, der er ist, die meisterhaft verpfuschten Kreationen unserer philosophisch-theologischen Haute Couture hätten ihn längst erstickt. Sparen wir uns die Besichtigung seiner Panzerrüstungen vom absoluten Sein, vom höchsten Gut, vom allervollkommensten Wesen, vom ersten Bewegter, vom Urgrund der Welt, – lassen wir sie unbesehen beiseite, diese patinaüberzogenen Metallmonturen, die man Gott verpaßt hat und die mittlerweile im Keller der kaiserlich-königlichen Hofschneiderei archiviert sind. Lassen wir auch die modernen und allermodernsten theologischen Schnittmuster auf sich beruhen, die nach Mitteilung unzufriedener Designer auf trickreiche Varianten längst überalterter Vorlagen beschränkt bleiben. Halten wir uns, nur für einen Augenblick, an die sogenannte «zeitlose» Garderobe, die immer wieder verlangt und gern gekauft wird, weil sie nicht mit der Mode geht und scheinbar problemlos zu tragen ist. Also rasch ein Blick ins Atelier: was für Schöpfer wir sind, was für Herren, – und nennen ihn Schöpfer und Herrn. Rasch ein Blick auf den Laufsteg: was für Väter wir sind, was für Richter, – und nennen ihn Vater und Richter. Nennen wir ihn lieber Stein, denn ein Stein ist ein Stein und sonst nichts, mag er auch unter meterdicken Ablagerungen hochkarätigen Kulturmülls verschüttet sein.

Doch ich warne ausdrücklich und rechtzeitig: was hier unter seinen Überlagerungen freigeschaufelt werden soll, wird nicht zum Vorschein kommen, weil die «Schaufel» nichts taugt, – das heißt: weil man sich unter Gott als Stein weder etwas vorstellen noch etwas denken kann. Oder gelingt etwa, wenn jedes allein mißrät – das Vorstellen für sich genommen und das Denken für sich genommen –, gelingt etwa beides zugleich? Greift und packt vielleicht jenes «vorstellende Denken», das ein genialer Couturier namens Hegel mit einer wegwerfenden Geste bedenkt? Wir werden ja sehen. Ich jedenfalls habe keine neuen Erkenntnisse vorzuweisen, auch keine neuen Erfahrungen, schon gar keine Erleuchtungen, sondern nichts als einen Stein: einen ganz gewöhnlichen Stein, aufgeklaut voriges Jahr in den Bergen des Sinai und von dort nach Hause genommen. Seitdem liegt er auf dem Schreibtisch, ein Stein wie jeder andere, und erinnert mich an den Ort, wo ich ihn aufgeklaut habe, an einen Ort wie keinen anderen.

Es war Abend geworden, als unser Bus den Fuß des Mosesberges erreicht hatte. Nach einer improvisierten Mahlzeit und ein paar Stunden Schlaf in der Herberge des Kathari-

### ESSAY

**Gott – nichts als ein Stein:** Ein Stein, wie jeder andere – Mitgebracht von einer Besteigung des Sinai – Verzicht auf Definitionen und das Wegfallen von Bildern und Symbolen – Wir hören nur unser Echo und sehen nur unsere Schatten – Auch das ärmste Bild muß noch zerstört werden.

*Karl-Dieter Ulke, München*

### PORTRÄT

**Eugen Kogon wird 80:** Bekannt als antifaschistischer Publizist und Politologe – Entschiedener Christ in radikaler Weltlichkeit – Gegen Faschismus und Kapitalismus – Mitarbeit bei Schuschnigg – Im Konzentrationslager Buchenwald – Aus den Erfahrungen des Widerstandes zum politischen Engagement nach 1945 – Mitbegründer und Mitherausgeber der *Frankfurter Hefte* – Kritische Begleitung der restaurativen Epoche der Bundesrepublik Deutschland.

*Walter Dirks, Wittnau bei Freiburg/Br.*

### DEUTSCHLAND

**Das Scheitern der deutsch-jüdischen Beziehung:** Ein Aspekt der Vorgeschichte des 30. Januar 1933 – Judentum ist mehr als «nur» Religion – Zwischen Selbstbehauptung und Assimilation – Die geplante Vernichtung der europäischen Juden – Ein Satz Horkheimers aktueller denn je – Randexistenz und Sensibilität für jedwedes Unrecht.

*Ernst Ludwig Ehrlich, Basel*

### AFRIKA

**Entwicklungsproblematik am Beispiel Somalia:** Trügerischer Nimbus von Stabilität – Zusammen mit Kenya, Zaire und Nigeria vom Westen begünstigt – Aber am Horn von Afrika hört man weiterhin Parolen aus der Zeit der Allianz mit der Sowjetunion – Drei von fünf Sternen auf der Flagge markieren noch nicht Besitz, sondern Gebietsanspruch – Städtische und Agrarpolitik konfrontiert mit *Nomadentum* – Die Funktion des Gesprächs in der Hirten-Demokratie (vgl. *Kasten*) – Süden gegen Norden: Vom Konflikt zum Bürgerkrieg? – *Von falscher zu sinnvoller Hilfe:* Übereinsatz westlicher und internationaler Organisationen – Zu viel Hilfe in Form von Güterlieferungen, zu wenig in Form von persönlichem Einsatz – Unsinnige Projekte, z. B. Damm am Juba-Fluß, sind zu verhindern – Anpassung an den dortigen Lebens- und Veränderungsrhythmus. *Rupert Neudeck, Troisdorf bei Köln*

### THEOLOGIE

**Zum Entwurf einer Bibeltheologie:** Der Alttestamentler *Horst Seebass* legt eine biblische Theologie vor – Was ist die Mitte von AT und NT? – Eine methodologische Anfrage – Ist der alttestamentliche Messianismus wirklich gescheitert? – Ein Beitrag zum christlich-jüdischen Gespräch.

*Jakob J. Petuchowski, Cincinnati/Ohio*

### BUCHHINWEIS

**Allah heute:** Kommentierte Texte aus Reformbewegungen im Islam. *Ludwig Kaufmann*

nenklöstern begannen wir um drei Uhr früh den Aufstieg zum «Dschebel Musa», wie ihn die Moslems nennen. Im Schatten des Mondes waren die Felsen von undurchdringlichem Schwarz, in seinem Licht von sanftem Grau und verhalten fließendem Weiß. Die da und dort angeknipsten Taschenlampen wirkten lächerlich. Wir sprachen nicht viel, hörten den mahlen den Schotter unter unseren Schritten und blickten nach oben, begleitet und gezogen vom Zug der steinernen Wände. Als der Gipfel unmittelbar vor uns lag, sah ich die Sonne aufgehen, wie ich sie noch nie aufgehen sah, und in ihr Licht getaucht nichts als ein braun-rot-ocker leuchtendes Meer aus Felsgestein. Die «62000 Quadratkilometer Nichts» – ein topographisches Bonmot zur Kennzeichnung der gesamten Sinaihalbinsel – dieses gewaltige «Nichts» zog sich in den lichtübergossenen Felsen zusammen; Anfang und Ende der Welt schienen ineins zu fallen, so daß wir, diese seltsamen Subjekte von Spätchristen da oben, mit einem Schlage uninteressant wurden, bedeutungslos, überflüssig. Mit den auftauchenden Steinen versanken unsere Begriffe und Definitionen, unsere Bilder und Symbole, unsere Worte und Melodien, die wir Gott «angetan» haben: sie fielen von ihm ab wie ein zerschlissenes Gewand. Und ebenso versanken die Synagogen und Moscheen, die romanischen Basiliken, die gotischen Kathedralen, die klassizistischen Sandsteinfestungen und die betongegossenen Kirchen, mit denen wir Gott umgeben haben: sie fielen in sich zusammen wie morschgewordene Goldgräberhütten, wie schlechte Kulissen aus einem noch schlechteren Film. Was da war und dableib, waren die Steine. Was da oben zerschmolz wie harsch gewordener Schnee, waren Heerscharen alter und neuer Schaufensterpuppen mit ihren göttlich gemeinten Gelenken und Gesichtern. Das Universum philosophischer Erfindungen und theologischer Konstrukte, der ganze morgen- und abendländische Gott-Ersatz, alle diese ausgetüftelt einbalsamierten hochansehnlichen Mumien schmolzen dahin gleich den Uhren im Wüstensand, die ein Salvatore Dali gemalt hat, sie zerrannen und zerliefen gleich den Ohren und Mündern, den Hälsen, Händen und Füßen, die in den Schreckensvisionen des Heuwagen-Trytychons von Hieronymus Bosch zu sehen sind: wer gestörte Verhältnisse zeigen will, häuft unverträgliche Bilder, die sich zerstören.

Gott ist ein Stein. Ein Stein muß nicht erst werden, der er sein soll. Er versagt nicht und kann nicht versagen, er ermüdet nicht und kann nicht ermüden. Er wird nicht schlechter und nicht besser, er kann nicht schlechter und nicht besser werden. Er kann nichts Richtiges und nichts Falsches denken, er kann nichts Gutes und nichts Böses tun. Ein Stein ist unbeweglich, anders als wir, ein Stein ist unpersönlich, anders als wir. Ein Stein haßt nicht und kann nicht hassen, anders als wir, ein Stein liebt nicht und kann nicht lieben, anders als wir. Steine sind schuldlos und unschuldig. Sie wollen nichts und brauchen nichts, sie tun nichts und unterlassen nichts. Steine kennen keine Vergangenheit, keine Gegenwart und keine Zukunft. Sie sind unveränderlich, elementar und simpel sie selber. Steine sind schön und werden nicht häßlich, Steine sind schwer und werden nicht leicht. Ein Stein stirbt nicht und kann nicht sterben.

Steine sind uninteressant. *Wir* sind interessant, und wenn wir es nicht sind, liegt uns daran, es zu werden. Falls aber trotz aller Findigkeit nichts Interessantes an uns zu finden ist, machen wir Gott interessant. Dieser interessant gemachte Gott ist unsere älteste Erfindung, obwohl er nicht Gott ist, sondern das Drahtgeflecht, auf dem unsere kostbarsten Roben hängen, unsere Kleiderpuppe, unser «Stummer Diener»; unser Spiegelbild, unser Echo, unser Schatten; unser tief hinterm dunklen Vorhang versteckter Sparstrumpf, den wir im Lauf der Zeit vergessen haben und beim zufälligen Wiederfinden für ein Geschenk des Himmels halten. Dieses Versteckspiel ist für uns Geheimniskrämer zur zweiten Natur geworden, ein himmlisches Vergnügen. Was sich hinterm Vorhang zeigt, wenn wir dahinter gehen, sind unsere zurückgelegten Schätze: unsere Ringe, Armreifen, Ketten und Colliers; unsere silbernen, goldenen, smaragdnen

Spangen, Broschen, Berlocks, Krawattennadeln, Frackhemd- und Jackettknöpfe, perlenbesetzten Abendkleider und Armbanduhr, Stolen und Pelze, Capes und Handtaschen, platinveredelte Feuerzeuge und teuer gekaufte Orden – alles zum Anlegen bei großen Gelegenheiten, die niemals kommen, so daß man niemals darauf kommt, den Vorhang beiseite zu ziehen. Wenn aber doch, so zeigt sich – mit Hegel gesprochen –, «daß hinter dem sogenannten Vorhange, welcher das Innre verdecken soll, nichts zu sehen ist, wenn *wir* nicht selbst dahintergehen, ebensosehr, damit gesehen werde, als daß etwas dahinter sei, das gesehen werden kann». Gott, wie verwirrend und interessant, wie aufregend und beredenswert ist dieser Vorgang mit der Sache hinterm Vorhang. Nur hat diese Sache nichts mit Gott zu tun, denn er macht sich nicht rar und nicht interessant, sondern liegt nackt und offen da wie ein Stein, den man übersieht, weil er nichtssagend ist und uninteressant.

Gott ist nichts als ein Stein, denn wir können ihn nicht in Bewegung bringen, wir können ihn nicht zum Sprechen bringen. Tun wir es dennoch und sehen, daß sich etwas bewegt; hören, daß etwas spricht, dann sehen wir nur einen Schatten und hören wir nur ein Echo: unsern Schatten und unser Echo. Schlimmer noch: wer diesen Schatten sieht und dieses Echo hört, sieht und hört nicht einmal etwas von sich selber. Was ihm zu Gesicht und zu Gehör kommt, sind nichts als Hunderte und Tausende von Reflexen, von irisierenden und irritierenden Reflexen der toten Generationen davor. Es sei denn, der *Stein* finge an, sich zu rühren, und redete, – was dann? Wer so töricht fragt, der ist dabei, die ungerührte Rede von Gott als Stein preiszugeben, und tut gut daran. Er zerstört noch das letzte, das ärmste Bild von diesem Gott und läßt die Stelle leer, wo es gehangen hat: Gott ist nichts, nicht einmal ein Stein. Der Satz trifft, – trifft er auch zu? Wenn an der bodenlosen Behauptung, Gott sei nicht einmal ein Stein, etwas Wahres sein sollte, dann vielleicht insofern, als das Gegenteil wahr ist.

Karl-Dieter Ulke, München

## Politische Kultur

Eugen Kogon, Politologe und Publizist

Eugen Kogon, der am 2. Februar dieses Jahres 80 Jahre alt wird, ist für sehr viele Zeitgenossen vor allem in Deutschland der Verfasser des authentischen Buches über das «System der Konzentrationslager», das unter dem Titel *Der SS-Staat* auf deutsch und in vielen Sprachen eine immense Auflage erreicht hat.<sup>1</sup> Die allgemeinere Vorstellung, die man von diesem Mann hat, knüpft an dieses Buch an: Eugen Kogon wird – mit Recht – als ein prominenter Antifaschist geführt. Andere Zeitgenossen, vielleicht nicht sehr viele – es ist schon zu lange her –, kennen ihn aus den Jahren, da er als erster Moderator der Fernsehsendung *Panorama* im Norddeutschen Rundfunk als unabhängiger und unbestechlicher Demokrat zu den Fragen des Tages Stellung nahm, Maßstäbe setzte. Wieder andere erinnern sich an den Europapolitiker der frühen Jahre nach dem Krieg: als die Vision Europa, die Überwindung der nationalen Provinzialismen, noch wirklich lebendig war. Im Lande Hessen und im Bereich der Bildungspolitik kennt man Eugen Kogon als Politologen, der an der Technischen Universität Darmstadt die so selten erkannte humanitäre und politische Aufgabe der «technischen Intelligenz» in der Krise der neuzeitlichen Zivilisation neu zu bestimmen gesucht hat. Schließlich kennen ihn viele als den, der die Zeitschrift für Kultur und Politik *Frankfurter Hefte* mit begründet hat: ihr Herausgeber ist er zusammen mit dem Mitgründer 37 Jahre lang gewesen; Monat für Monat ohne Unterbrechung sind – nicht zuletzt durch seine Zuverlässigkeit und sein geistiges Engagement – die Hefte erschienen. Alles in allem ergibt sich daraus das Bild eines antifaschistischen und «lin-

<sup>1</sup> Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, München 1946; Neuauflage, München 1974.

ken» Publizisten, der inmitten unserer Gesellschaft vielfältig für ihre Humanisierung kritisch und produktiv gewirkt hat.<sup>2</sup>

Sonderbar: Eugen Kogon wird in alledem im Bewußtsein der Öffentlichkeit kaum als der geführt, der er auch ist: als katholischer Christ. Besser: der er nicht *auch*, sondern fundamental und glaubwürdig ist. Der Befund bezeugt, wie entschieden dieser Mann seinen christlichen Glauben in der Weltlichkeit verwirklicht hat, in einer Radikalität, die nicht auf die Plakette *christlich* oder gar *konfessionell-katholisch* Wert legt, sondern auf die Sache selbst: auf die Sache Gottes und der Menschen.

Auch Katholiken selbst scheinen nicht zu wissen, daß Eugen Kogon einer von ihnen ist. Bis zum Katholikentag 1982 in Düsseldorf ist er meines Wissens niemals auf einen Katholikentag gerufen worden, und dieses erste Mal war es nicht das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, das ihn zur Mitwirkung am offiziellen Teil eingeladen hat, sondern der *Katholikentag von unten*, und zwar für seine Friedenskundgebung. Man berichtet mir, daß sein Engagement in Düsseldorf einen tiefen Eindruck gemacht hat. Eugen Kogon, so könnte man sagen, gehört durch Glauben und Praxis durchaus der Katholischen Kirche in Deutschland an; mit dem Deutschen Katholizismus dagegen hat er nicht viel zu schaffen. Solche Distanz zwischen ihm und dem offiziellen Katholizismus ist um so erstaunlicher, als Eugen Kogon intensiv katholisch *sozialisiert* worden ist, wie man neuerdings sagt: in der Schulzeit als Internatsschüler erst sechs Jahre bei den Benediktinern in Schweiklberg in Niederbayern, dann auf den für sensible Naturen besonders prägenden Oberklassen bei den Dominikanern in Vechta, im erzkatholischen oldenburgischen Münsterland. Als in der Wolle gefärbter Katholik hat er sein geistiges Leben begonnen, – vielleicht etwas intellektueller, als es im Milieu eines katholischen Elternhauses und seiner Umgebung hätte geschehen können. Ich werde nicht vergessen, was er mir von seinem dominikanischen Berater während der Schulzeit erzählt hat; ich werde nicht vergessen, wie er mich eines Tages in Bologna an das Grab des hl. Dominikus geführt hat: offenbar ist etwas vom Eifer und vom Engagement des Gründers des Bettelordens der Prediger in der Tiefe seines Wesens wirksam geblieben, in einem realistisch sehenden und rational reflektierenden *Moralisten*, – das Wort in seiner besten Bedeutung genommen. Das scholastische Weltbild ist ihm auch in der Soziallehre der Päpste begegnet, in seiner österreichischen Studentenzeit sogar in einer bestimmten politischen Ausprägung, die ihm die konservativen Katholiken dieses Landes zu Zeiten von *Dollfuß* und *Schuschnigg* gegeben hatten; aber es wurde bald durch die Nüchternheit des nationalökonomischen Studiums, später durch die Macht der Geschichte gründlich verändert. Doch stand auch seine österreichische Periode im Zeichen eines entschiedenen Antifaschismus und eines ebenso entschiedenen Antikapitalismus. Den Schritt darüber hinaus hat er gemacht, als ihm die Geschichte selbst erst durch die nationalsozialistische Bedrohung, dann im KZ Buchenwald sehr real entgegentrat. Im Lager ist er dann als Mitglied der illegalen Lagerleitung der politischen Gefangenen in der engen produktiven und kritischen Zusammenarbeit mit Sozialdemokraten und Kommunisten vollends zu dem zeitgenössischen Demokraten und Humanisten geworden, als den man ihn kennt: Jünger Jesu und Katholik ist er geblieben.

Als ich ihm im Sommer oder Herbst 1945 einmal die Überzeugung äußerte, ich selbst hätte das Martyrium der Lagerexistenz nicht durchhalten können, erwiderte er: Um diesem tückisch organisierten Inferno vor allem geistig und seelisch, aber auch körperlich standhalten zu können, müsse man entweder eine klare politische Überzeugung oder einen festen religiösen Glau-

ben gehabt haben, – «am besten beides». Er wollte mich damit beruhigen, aber er sprach dadurch seine eigene Existenz aus. Seitdem habe ich es in fast vier Jahrzehnten erfahren können: so flexibel dieser Mann als intelligenter, hochgebildeter Mensch ist, gar nicht dogmatisch fixiert, durchaus geschichtlich orientiert, ein Mensch ohne Vorurteile und ohne Ideologien, so wirksam ist der heiße Kern seiner Überzeugungen geblieben: der Aufgabe der Humanisierung der geschichtlich sich wandelnden Industriegesellschaft und seines Glaubens, des Glaubens an den unbegreiflichen Gott und an seinen Garanten Jesus von Nazaret. Er ist kein braver Kirchenchrist; das Problem der Theodizee hat seinen Glauben an den Vater irritiert, doch nicht gebrochen; die genaue Kenntnis der Geschichte der Kirche und ihrer Theologie hat ihn äußerst kritisch gemacht, – er hält sich ans Evangelium und den Gottesdienst.

### Für eine freiheitlich verfaßte Politik

In jenem Sommer beschlossen wir, aus der Kraft dieser gemeinsamen Überzeugungen und unserer verschiedenen Erfahrungen – er in Österreich und im KZ, ich in der Weimarer Krise und in der allerdings recht problematischen «inneren Emigration» –, gemeinsam unser Wort in den Neubeginn des deutschen politischen Lebens hinein zu sagen, das noch nicht zum «Wiederaufbau» verkürzt und entstellt war: in den *Frankfurter Heften*. Es war dieselbe Zeit, in der Eugen Kogon den Text seines Buches *Der SS-Staat* endgültig fertiggestellt hat.

Es war auch dieselbe Zeit, da wir beide und Freunde aus Frankfurt den in Fulda zum ersten Mal versammelten Bischöfen meinten einen Rat für den ersten Hirtenbrief nach der Katastrophe des Nationalsozialismus und des Krieges geben zu sollen. (Vorher hatte ein Bischof uns den Entwurf seines Hirtenbriefes vorgelesen, der uns befremdete, ja in einer Wendung sogar entsetzte.) Wir meinten, die Bischöfe sollten sich nicht dazu verleiten lassen, gegenüber den Alliierten die Stimme des geschlagenen deutschen Volkes sein zu wollen; sie sollten vielmehr ein christliches Wort sagen und deshalb auch offen bekennen, daß die Kirchenleitung und die Christen, auch die Katholiken, durch Unterlassungen und Aktionen am faschistischen Verbrechen mitschuldig gewesen seien; den Nationalsozialisten gegenüber sollten sie einerseits die moralische Schuld des Systems klar feststellen, andererseits aber denen, die durch Besinnung und Umkehr neu anfangen wollten, Vergebung und Solidarität zusprechen. Die Bischöfe sind auf diesen gut gemeinten Rat bekanntlich nicht eingegangen.

Als wir beide uns in der gleichen Zeit an der Gründung der hessischen CDU beteiligten, sahen wir in ihr die dritte Partei, die aufgrund einer sozialistischen Option aus christlicher Verantwortung zusammen mit den beiden anderen sozialistischen Parteien, die vielleicht doch ihre Spaltung würden überwinden können, die Kraft für einen demokratischen und sozialen Neubeginn jenseits des durch Faschismus und Krieg überlebten Kapitalismus aufbringen könnten: in einem Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Daß das nicht gelang, daß sich die Union der Christen in die Restauration verstrickte, ja ihre stärkste Kraft wurde, war unsere zweite epochale Niederlage nach der ersten, die uns die faschistische Diktatur eingebracht hatte. Wir haben dann eine Weile die restaurative Epoche mit kritischem Blick begleitet, Eugen Kogon mit bedeutenden Aufsätzen zur politischen Moral und zur Situation der Zeit. Zur Zeit der beginnenden neuen Reform- und Ostpolitik hat er neue Hoffnungen wenn auch nicht auf ein rasches Gelingen, so doch auf Schritte in der richtigen Richtung gehabt. Als 80jähriger lebt er in einer Gesellschaft, in der alles offen, in der das Schlimmste möglich, aber – nach *Paul Claudels* Wort – «nicht sicher» ist: zwischen Verzweiflung und einer Hoffnung, die eine wirkende Kraft ist, in uns, in vielen, auch in ihm selbst, einem scharf prüfenden, angefochtenen und getreuen Christen.

Walter Dirks, Wittnau bei Freiburg/Br.

<sup>2</sup> *Hubert Habicht* hat unter den Stichwörtern «Zur politischen Kultur eines freiheitlich verfaßten Landes», «Was war, was werden sollte, was geworden ist» und «Lernziel: Demokratischer Sozialismus» Aufsätze und Reden Kogons zwischen 1946 und 1982 veröffentlicht: *Eugen Kogon – ein politischer Publizist in Hessen* (Die Hessen-Bibliothek im Insel Verlag), Frankfurt 1982. (Red.)

# Das Scheitern der deutsch-jüdischen Beziehung

Streiflicht auf den 30. Januar 1933

Am 30. Januar 1933 begann Deutschlands Weg in den Abgrund, ein Weg, der zur Teilung Deutschlands führte, zum Untergang von vielen Menschen aus zahlreichen Völkern, nicht zuletzt auch aus dem jüdischen Volk. Am 30. Januar 1933 haben wenige Menschen – es gab freilich auch solche – geahnt, was durch die Nationalsozialisten in den folgenden zwölf Jahren angerichtet würde. Das meiste wissen wir zwar heute; die Tatsachen liegen vor, aber der menschliche Verstand vermag manches überhaupt nicht zu erfassen, wird es wahrscheinlich nie können: Menschen wurden gleichsam maschinell ausgerotet, zu Millionen ermordet. Es ist in diesem Zusammenhang ein interessantes und leicht nachprüfbares Phänomen, daß von einem bestimmten Zeitpunkt an Hitler kaum noch in der Lage war, das Wort «Juden» oder «Judentum» auszusprechen, ohne im gleichen oder nächsten Satz die Worte «ausrotten» oder «Ausrottung» zu verwenden. In öffentlichen Reden oder in sorgsam mitstenographierten Gesprächen läßt sich diese Tatsache nachweisen. Davon freilich war am 30. Januar 1933 noch nicht die Rede, wengleich ein brutaler Antisemitismus der neuen Machthaber auch vorher schon deutlich genug gewesen war, vom «Judenblut», das «vom Messer spritzen» solle, hörte man längst vor 1933 in den Marschliedern der SA. Freilich hatten viele deutsche Bürger derartige Exzesse nicht ernst genommen und gemeint, in der Regierungsverantwortung würden diese rohen Sitten allmählich verschwinden, Hitler und seine Kumpane würden sich also domestizieren lassen. Das war einer der großen Irrtümer der verschiedenen Deutsch-Nationalen Cliques, die den 30. Januar 1933, das heißt die Machtergreifung der Hitlerleute, ermöglichten.

Heute stehen wir, sowohl Juden wie Christen, vor den Trümmern einer jahrhundertealten deutsch-jüdischen Beziehung. Es hieße das Bild verzeichnen, wollte man in ihr nur den fruchtbaren Kulturaustausch sehen, «den geistigen Beitrag der deutschen Juden zur abendländischen Kultur», oder andererseits allein die politische Geschichte, die selten ungetrübt war.

Diese Geschichte war von Neigung und Abneigung getragen, weil die Menschen nicht fähig waren, das alle Verbindende und das je Besondere *zugleich* wahrzunehmen. So hat es dann eben auch wenig geholfen, wenn man sich auf christlicher Seite beim allgemein Menschlichen aufhielt und sich davor scheute, die Eigenart des jüdischen Menschen zu begreifen, die in einer langen Religions- und Geistesgeschichte entstanden ist.

## Volk unter den Völkern ...

Diese Eigenart läßt sich nicht allein in dem Begriff der Religion umschreiben. Judentum ist mehr als «nur» Religion; es ist auch nicht nur eine Schicksalsgemeinschaft, sondern in der Existenz des Juden schwingt neben dem Religiösen, das im Judentum immer eine konstituierende Rolle gespielt hat, auch das Element des jüdischen Volkes mit, wenn dieses auch nicht ohne weiteres dem Nationalen der anderen Völker gleichzusetzen ist. Judentum ist daher die Gemeinschaft derer, die seit Jahrtausenden um eines universalistischen religiösen Ideals willen eine Sonderexistenz führen, die das universalistische Volk par excellence bilden.

Vor einer Begriffsbestimmung dessen, was das Judentum charakterisiert, versagte bekanntlich schon der Heide Bileam, wenn er meinte: «Da, ein Volk, *einsam* wohnt es, unter die Erdstämme rechnet es sich nicht» (Num 23, 9). Diese Einsamkeit der Juden ist während der Herrschaft der Nationalsozialisten ein wesentliches Merkmal des jüdischen Volkes gewesen, als viele sich von den Juden zurückzogen und ihren eigenen Interessen nachgingen. Diese Tatsache gilt vor allem auch für die beiden großen Kirchen in Deutschland, welche die Juden weitgehend im Stiche ließen. Ihre Stimme gegen den Antisemitis-

mus hatten sie zwar vor 1933 erhoben und dann schließlich wieder in der zweiten Hälfte des Jahres 1943, als es schon kaum noch Juden in Deutschland gab, denen man mit einem öffentlichen Appell hätte helfen können.

## ... zwischen Selbstbewahrung und Assimilation

Der große Irrtum vieler deutscher Juden war es, anzunehmen, eine Flucht aus der Einsamkeit in Form einer möglichst völligen Assimilation an die Umwelt würde die Spannungen beseitigen, und der in diese Umwelt integrierte Jude böte weniger Anlaß zu Angriffen als der seiner spezifischen Eigenart bewußte. Die völlig absurde deutsche Rassenpolitik hat ja dann doch auch jene Menschen wieder eingeholt, deren Vorfahren schon vor Generationen durch die Taufe den Schritt aus dem Judentum vorgenommen hatten. Glaubten dabei manche, ihre Nachkommen sollten es einmal in ihrem Leben leichter haben, so gab es andere, denen es darauf ankam, voll und ohne Einschränkung am deutschen Kulturleben teilzunehmen: sie meinten, dafür die Aufgabe ihres Judentums als Eintrittspreis zahlen zu sollen.

Den Juden in Deutschland fehlte vor 1933 wegen mancherlei brutaler oder auch gerade subtiler Anfeindungen der klare Blick. Obwohl die Juden vor dem 30. Januar 1933 eine staatsbürgerlich rechtlich gesicherte Stellung besaßen, schielten sie doch immer mit einem Auge auf die nichtjüdische Umwelt, was diese wohl zu dem großen jüdischen Nobelpreisträger, welcher der ganzen Judenheit ein Gefühl des Stolzes gab, oder zu dem kleinen jüdischen Gauner, für den sich alle Juden schämten, meinen möchte. In Wirklichkeit – das hätten beide Seiten wissen müssen – ist der Jude ein Durchschnittsmensch, nicht besser, nicht schlechter als jeder andere auch, jedoch einer, der sich seit über zweitausend Jahren ständig in Ausnahmesituationen befunden hat.

Den Juden in Deutschland vor dem Jahre 1933 ging das natürliche Verhältnis zu ihrer Umwelt ab, nicht etwa, weil sie es nicht heiß beehrten, sondern weil diese Umwelt sie nicht als Partner anerkannte, sie entweder übermäßig erhöhte, oder aber unwürdig diffamierte. Eine solche Haltung braucht keineswegs für das Zusammenleben zwischen jüdischen und nichtjüdischen Bürgern charakteristisch zu sein. In *England* unterhielten Juden bereits seit der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend ungestörte Beziehungen zur Umwelt, zumal die gesellschaftliche Emanzipation der Juden in England fast von Anfang an ohne wesentliche Einschränkungen durchgeführt wurde. Ihre volle politische Gleichberechtigung erhielten die Juden Englands nach der Aufhebung der alten christlichen Eidesformel (1866), die bis dahin der Vorwand gewesen war, Juden von der Abgeordnetenschaft im Parlament auszuschließen. In Holland gestaltete sich das Verhältnis der Juden zu ihren christlichen Mitbürgern seit 1796 weitgehend spannungsfrei.

## Juden und Christen heute

Was läßt sich aus diesem Scheitern der deutsch-jüdischen Beziehung lernen, ein Scheitern, das sicher nicht am 30. Januar 1933 begann, damals und in den folgenden Wochen und Monaten jenes Jahres jedoch für jedermann sichtbar wurde. Wenn daraus eine Lehre erwächst, so ist es die: daß man verstehen lerne, dem Juden als Juden zu begegnen, aber in ihm zugleich den menschlichen Partner zu sehen. *Max Horkheimer*, der Philosoph und Soziologe, hat das so formuliert: «Wer sich ernsthaft mit jüdischen Dingen beschäftigt hat, wird leicht den Unsinn durchschauen, mit dem die Propagandisten des Hasses hausieren gehen. Wesentlich bleibt, daß die Menschen empfindsam werden, nicht gegen das Unrecht an Juden, sondern gegen Unrecht überhaupt, nicht gegen Judenverfolgung, son-

dern gegen Verfolgung schlechthin, daß sich in ihnen etwas empört, wenn der einzelne, wer es auch sei, nicht als vernünftiges Wesen geachtet wird.»

Diese Worte Horkheimers aus dem Jahre 1961<sup>1</sup> sind leider heute aktueller denn je, wenn wir an Rassenverfolgungen und Völkermord in unseren Tagen denken, Vorgänge, die in vielen Teilen der Welt stattfinden. Es wäre eine Aufgabe von Christen und Juden, im Geiste ihrer gemeinsamen hebräischen Bibel, sich gegenseitig in der Sensibilität für das Leid anderer zu wecken und wachzuhalten. Auch eine gemeinsame politische Aktivität gegen all dieses Unrecht in der Welt drängt sich auf, gerade wenn wir eine verstärkte Zusammenarbeit von Juden und Christen für nötig halten: Sie darf nicht in theologischen Haarspaltereien stecken bleiben, sondern muß sich aus gemeinsamer elementarer Empörung politisch manifestieren.

### Bewährung am großen Gebot

Vielleicht war einer der Gründe, warum man versuchte, das jüdische Volk auszurotten, auch der, daß man damit das Liebesgebot des barmherzigen Gottes vernichten wollte. Dieses humane, auf die hebräische Bibel zurückgehende Element im Juden-

<sup>1</sup> Vortrag über die deutschen Juden. Germania Judaica. Köln 1961, S. 19.

tum hat den mörderischen antisemitischen Haß besonders bei jenen Rassisten entzündet, die in ihrem elitären Wahn das Schwache und Hilfsbedürftige verachteten. Wo sich Christen des biblischen Liebesgebots bewußt blieben, standen sie in der Gemeinde der Verfolgten mit Juden zusammen, gab es wirklich die Gemeinschaft der im Glauben zwar getrennten Brüder, die aber wußten, was der Herr von ihnen forderte. Überall dort, wo Christen Juden im Stiche ließen, sind sie am Liebesgebot gescheitert und damit an der Weisung ihres eigenen Herrn. Das Verhalten gegenüber den Juden war der Test für die Frage, wie es mit der Christlichkeit des einzelnen oder der kirchlichen Institution bestellt sei. Daher finden wir heute wieder eine peinliche Apologie, mit der das unbestreitbare Desinteresse an den Juden verteidigt werden soll, für das es in Wahrheit vor Gott keine Verteidigung gibt. Man wollte in den Kirchen im Jahre 1933 und später eines vergessen: Im Judentum hatten die Nationalsozialisten das große Gebot der Humanität gehaßt, der Nächstenliebe: die durch Israel der Welt übermittelte Forderung Gottes selbst. In ihr haben bis zum heutigen Tag Juden und Christen ihre gemeinsame Basis, und sie werden die Zukunft nur bestehen können, wenn sie alles daran setzen, dieses Gebot nicht nur zu predigen, sondern auch in schwierigen und kritischen Situationen zu verwirklichen.

Ernst Ludwig Ehrlich, Basel

## Somalia: Befreiung – Entwicklung – Bürgerkrieg?

Zur Entwicklungsproblematik am Horn von Afrika

Am 2. Januar 1983 stürmen Kräfte der «Nationalen Befreiungsfront Somalias» (Mouvement National Somalien) das schwer befestigte Strafgefängnis in Mandera, etwa 90 km von der größeren Stadt Hargeisa im Norden des Landes. 780 zumeist politische Gefangene werden bei dieser Attacke befreit – der Gefängnisdirektor sowie 26 Wachsoldaten werden umgebracht. Am gleichen Tag, dem 2. Januar nachmittags, hat diese gleiche Befreiungsfront einen Angriff aus dem Hinterhalt auf das Munitionsdepot der 26. Brigade der Somalischen Armee gestartet: Sie hat dabei große Quantitäten an Munition und Waffen erbeutet, zugleich einige Jeeps und sonstige Geländefahrzeuge der Armee zerstört.

### Trügerischer Nimbus von Stabilität

Beide Ereignisse zeigen der westlichen Welt, die sich die Augen vor Überraschung und Erstaunen reiben möchte, wie unsicher, wie aufgewühlt die Situation in Ländern aussieht, die der Westen, also auch unsere westliche Berichterstattung für die Bollwerke westlicher Zuverlässigkeit ansieht – sei es Zuverlässigkeit im militärischen Sinne, sei es Zuverlässigkeit für westliche Investoren. Man darf es pauschal so sagen: Die Länder, die als die Bollwerke in einem Meer von Unsicherheit und latentem Bürgerkrieg, Tribalismus und Gefährdung durch Separatismen gelten, nämlich *Kenya, Zaire, Somalia, Nigeria* sind sämtlich die gefährdetsten. In ihnen haben sich steinreiche Wirtschafts- und Profiteliten eingegraben, «die ähnlich wie wir in der industrialisierten Welt leben. Und diese Schicht hat nicht das geringste Interesse daran, den Armen und den Ärmsten zu helfen»: So sagte es in großer Skepsis der Schwede *Gunnar Myrdal*, einer der Väter der Entwicklungspolitik. Myrdal fährt fort: «Es gibt zum Beispiel keinen Enthusiasmus mehr für eine Agrarreform, wie es ihn zu Anfang der Bewegung gegeben hatte. Es ist auch schon lange her, daß man über die Bedingungen einer klassenlosen Gesellschaft gesprochen hatte. All dies bringt die armen Länder und die Armen in den unterentwickelten Ländern in eine furchtbare, schreckliche Situation.»<sup>1</sup>

Die sogenannten stabilen Staaten sind Mitglied einer westlichen Militäralianz oder privilegierte Investment-Kandidaten für westliche Firmen und Multis. Aber wer wie ich kurz vor dem großen mörderischen Putsch in Nairobi vom Sommer 1982 und dann noch dort in den Slums war, weiß, daß es eine Apartheid-Mauer innerhalb Nairobis gab und gibt, daß die Reichen sich in ihre Reservate zurückziehen, die sich von den südafrikanischen nur durch eine weniger strenge Jurisdiktion auszeichnen – und die Mauer wie eine Mauer wirkt, sie nur nicht in Stein und Mörtel gebaut erscheint. Die Mordgefahr, der man als Weißer ausgesetzt ist, wenn man sich in die Slumviertel hineinwagt, reicht, um die «imaginäre» Mauer peinlich zu beachten. Der Westen lebt mit einer schrecklichen Fiktion von Zuverlässigkeit und treuen Partnern.

### Barres Schaukelpolitik zwischen Ost und West

«*Jaalle*» *Siad Barre* nennt man den Staatspräsidenten des Staates Somalia am Horn von Afrika; zum «*Jaalle*» wird ebenfalls der westliche Besucher, wenn er sich auf dem Registrierformular der Behörden wie der Hotels einschreibt. «*Jaalle*» heißt: «Genosse». Das ist nicht etwa eine vormarxistische volkstümliche Bezeichnung für den Somali, sondern wurde seinerzeit als Anrede verbindlich anstelle des vordem allgemein üblichen «*ina'adeer*»: «*Vetter*», was noch auf die dominierenden Klan- und Verwandtschaftsbindungen hinwies. Das «*Jaalle*» erinnert heute an die Zeit, da Somalia als «Somalische sozialistische Republik» fest im Griff der Sowjetunion und des «wissenschaftlichen Sozialismus» zu sein schien. Es gab nur 1977, nach dem Herauswurf der Sowjets, keine wirkliche «Säuberung» der alltäglichen oder der Verwaltungssprache, weil niemand wirklich von einer marxistischen oder sowjetischen Ideologie «infiziert» war. Deshalb findet man auch heute noch in den Büros der Ministerialbeamten die abenteuerlichsten sozialistischen Parolen vom Endsieg des Proletariats und vom Kampf der Somalis um die «Sozialistische Revolution». Macht man als westlicher Beobachter darauf aufmerksam, erregt man nur müdes Lächeln: es ist viel zu aufwendig, solche vielfarbige Plakate wieder abzunehmen – außerdem schmücken sie mit ihren Farben den nüchternen Büroraum.

<sup>1</sup> Gunnar Myrdal, in: Der betrogene Optimismus oder: War alles falsch? Manuskript einer Sendung im Deutschlandfunk/Köln vom 20. 4. 1982.

Dieses Land am «Horn von Afrika» erhielt am 1. Juli 1960 seine Unabhängigkeit, machte bis 1969 alle Kinderkrankheiten der Selbstverwaltung und politischen Autonomie durch, die typisch waren und sind für alle afrikanischen Staaten, die ohne ausreichende Vorbereitung zur staatlichen Eigenexistenz gerufen wurden. Das große-kleine Land (Fläche: zweieinhalb mal so groß wie die Bundesrepublik; Bevölkerung: wahrscheinlich gut 4 Mio Somalis) löste sich in die auseinanderstrebenden Stammes- und Klaninteressen auf. Diesem Wirrwarr machte der Oberbefehlshaber der Armee, Mohammad Siad Barre, am 21. Oktober 1969 ein Ende. In einem unblutigen Militärputsch übernahm er an diesem Tag die Macht, die er selbst bei wechselnder Machtelite bis heute in seiner Hand hielt. Siad Barre hat seit dieser Zeit eine listige, unzweideutig von den Interessen Somalias diktierte Politik getrieben. Er konnte es sich erlauben, die Ideologien wie das Hemd zu wechseln, den Osten gegen den Westen so schamlos und pragmatisch auszuwechseln, wie das vor ihm wohl keiner versucht, geschweige denn getan hat.

Denn Somalia galt für uns Europäer lange Zeit geradezu als *Satellit der Sowjetunion*, es hatte wie alle Länder, die sich zu stark mit der östlichen Seite einlassen, die Folgen zu spüren: Abbau der westlichen Entwicklungshilfe, Minderung der diplomatischen Kontakte. Weshalb sich Siad Barre den Sowjets zu-, vom Westen abwandte? Es war der Unterschied von 22 Mio US-Dollar – das Angebot der Sowjets belief sich von vornherein auf 32 Mio Dollar. Waren die Westmächte nicht unbedingt an einer massiven Expansion und am Ausbau der Armee Somalias interessiert, so verband die Sowjetunion flugs ihre afrikanischen Großmachtinteressen mit denjenigen Somalias, um – gemäß denselben Interessen – ganz schnell Somalia zugunsten des mächtigeren, geostrategisch wichtigeren Äthiopiens zu verlassen, als dies nach dem Sturz des konservativen Kaisers Haile Selassie (1974) und unter dem Regime des Militärrats DERG möglich wurde.

Das kleine Somalia warf daraufhin die Sowjets im Oktober 1977 aus dem Lande, mit einer Entschiedenheit und Kaltblütigkeit, die die Weltöffentlichkeit überraschte.

Die *Lehre* aus dieser somalischen «Bäumchen-verwechsellich»-Politik hat der Westen immer noch nicht gezogen. So erregt es am Tage der großen Nationalparade in Mogadishu (21. Oktober – Nationalfeiertag) bei den Botschaftern der großen westlichen Staaten immer noch Unbehagen, ja Unruhe, wenn dabei die alten Spruchbänder und Parolen immer noch nicht ausgewechselt sind. «Hanti-wadaag» oder «hanti-wadaagaa cilmi ku dhisan», was zu deutsch etwa heißt «Sozialismus» und «Sozialistische Verteilung aus Weisheit» sind weiter Sprüche, die mit großem Pathos, auf Fahnen und Spruchbändern durch die große Kette des Demonstrationszuges zu sehen sind. Ich habe während der Nationalparade den Botschafter der USA und den Saudi-Arabiens notieren sehen, wie oft sie noch den Begriff «hanti-wadaag» bei diesem Aufmarsch bemerken konnten.

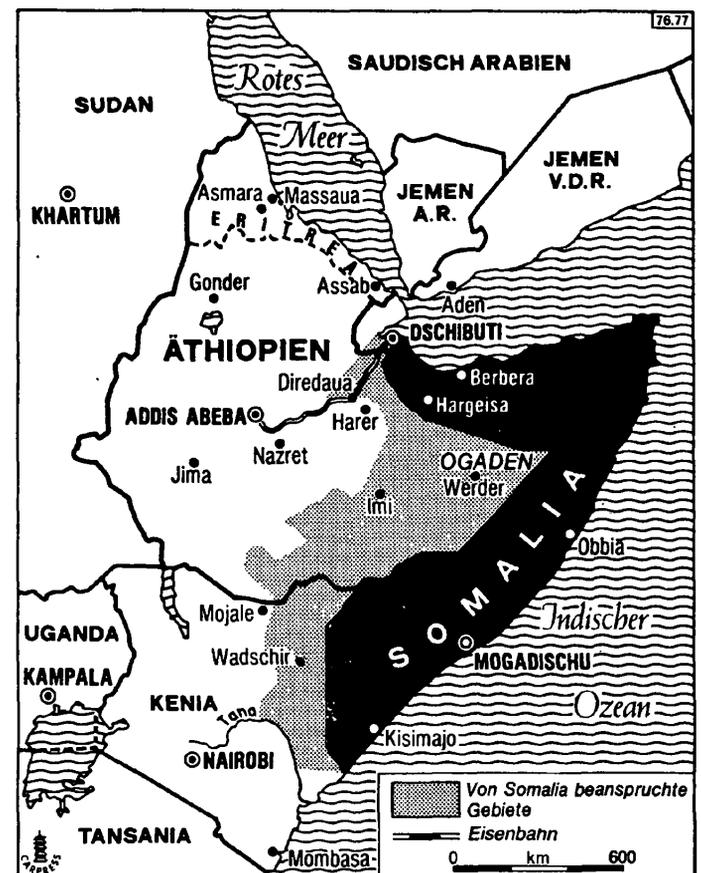
### Drei von fünf Sternen sind subversiv

Die Flagge des unabhängigen Somalia zeigt auf blauem Untergrund fünf Sterne. Diese fünf Sterne weisen auf die fünf Regionen hin, in denen Somalis leben. Das Territorium des 1960 konstituierten unabhängigen Somalia umfaßt aber bisher nur zwei der durch die Flagge repräsentierten Gebiete. Dies macht auf ein schwerwiegendes Problem Somalias wie des gesamten afrikanischen Kontinents aufmerksam. Gerade weil die Somalis – anders als viele andere, die zu etwa gleicher Zeit ihre staatliche Unabhängigkeit erreichten – eine einheitliche Nation mit einem von weit her aus ihrer stolzen Geschichte kommenden Nationalbewußtsein sind, empfinden sie ihr nationales als ein *Irredenta*-Problem klassischen europäischen Zuschnitts (so wie es sich in Mitteleuropa noch im vergangenen Jahrhundert in verschiedenen Staaten ergeben hat, wobei ich die Analogie

nicht pressen möchte: «toute proportion gardée»). Die übrigen Staaten Afrikas wie auch die Völkergemeinschaft OAU (Organisation Afrikanischer Einheit) haben sich fest darauf geeinigt, die einmal bestehenden Grenzen innerhalb Afrikas, wie ungerecht und willkürlich sie auch immer von den Kolonisatoren mit dem Lineal ihrer kleinkarierten Interessen gezogen wurden, unbedingt unangetastet zu lassen. Dies hat einen plausiblen Grund. Würde dieses Prinzip an einer Stelle aufgegeben, z. B. zugunsten Somalias, wäre in ganz Afrika kein Halten mehr: Überall würden sich nationale und separatistische Interessen zu Wort melden, der Kontinent würde in Aufruhr und Chaos erstickten. Deshalb steht Somalia mit seinem Wunsch nach nationaler Selbstbestimmung, also einem Programm, das in Europa und der westlichen Allianz schon mit dem Versailler Friedensvertrag und US-Präsident Wilsons 17 Punkten akzeptiert wurde, allein da. Und deshalb sind die bündigen Verweise deutscher Politiker, die gern schnell einmal von mitteleuropäischen auf die Verhältnisse am «Horn von Afrika» kurzschließen und von einem gleichen nationalen Identitätsproblem der Somalis und der Deutschen sprechen, außerordentlich töricht. Das Selbstbestimmungsrecht der Somalis läßt sich gegenwärtig nur mit den Mitteln des Krieges und der Guerilla durchziehen, es verbietet einigermaßen erträgliche Beziehungen zu den Nachbarstaaten Äthiopien, Kenya und Djibouti – die wiederum wichtig wären für eine gedeihliche Wirtschaftsentwicklung in der gesamten Region.

Die fünf Regionen, die durch die fünf Flaggensterne bezeichnet sind: 1. das Kernland des ehemaligen *Italienisch-Somalia* mit der Hauptstadt *Mogadishu* (auch heute noch zumeist italienisch «Mogadiscio» geschrieben); 2. das ehemalige englische «*Somali-land*» im Norden mit der Hauptstadt *Hargeisa*: beide innerhalb des somalischen Territoriums (vgl. auf Skizze: schwarz); außerhalb des somalischen Territoriums (auf Skizze grau): 3. das äthiopisch beherrschte *Ogaden*, von den Somalis nur «*West-Somalia*» genannt; 4. *Djibouti*, formell zwar seit 1977 unabhängig, aber weiterhin fest in der Hand des französischen Staates; 5. das *nördliche Kenya*, der sogenannte «Northern Frontier District».

Mit Djibouti und Kenya hat die Regierung Siad Barre im Laufe der letzten Jahre einigermaßen erträgliche diplomatische und



politische Beziehungen aufgebaut. Mit Äthiopien dagegen führt Somalia Krieg, auch wenn es keinen offenen, erklärten Krieg mehr führt wie 1977. Damals meinte Barre, die Schwäche des in inneren Unruhen und Verwicklungen unsicher gewordenen Nachbarn behende ausnutzen zu sollen: Er schickte seine Armee bis nach *Diredawa* und *Harrar*, den alten großen Städten im Ogaden, die historisch mit der Geschichte Äthiopiens eng verbunden sind. Damit jedoch trieb Barre auch seinen äthiopischen Gegenpart Oberst *Miriam Mengistu* endgültig in die Arme der Sowjetunion. Denn Mengistu konnte sich aus der drohenden Niederlage in diesem Krieg nur mit Hilfe starker sowjetischer Waffenhilfe und eines großen *kubanischen Expeditionscorps* befreien.

### Nomaden sind weder Bauern noch Fischer

Das Land am Horn von Afrika sollten wir uns immer wieder als – «ganz anders» als die Staaten vorstellen, die wir kennen. Es ist ein riesengroßes Land, in dem nach wie vor eine in der Mehrheit nomadische Bevölkerung umherzieht. Das Land, das nur bei pünktlicher Regenzeit so fruchtbar ist, daß es seine Bewohner ernährt, kennt bisher nur seinen Reichtum an «life-stock», also *Lebendvieh* und *Bananen*, als Exotika sollte man noch hinzufügen: *Weihrauch* und *Myrrhe*. Somalia exportiert Lebendvieh, hauptsächlich nach Saudi-Arabien, Bananen von den Plantagen im Süden sowie Weihrauch und Myrrhe. Es kann mit diesem dürftigen Export gerade die Kosten für seine Erdölimporte bezahlen. Es hat aber auch ein Budget für seine Armee, das zwei Drittel des gesamten Haushalts ausmacht. Kein Staat Afrikas gibt gleich viel für sein Militär aus wie gerade Somalia.

Der Charme des Landes besteht darin, daß es noch so stark nomadisch bestimmt ist; die heraufziehende Katastrophe darin, daß die städtische Führungselite so total von ihren nomadischen Quellen und Wurzeln abgeschnitten und ihre Politik zur Basis des Volkes nicht mehr zu vermitteln ist, sondern nur noch zu der Bevölkerung der drei bis vier größeren Städte: außer Mogadishu noch Kisimayo im Süden, Hargeisa im Norden und der Hafen Berbera (ebenfalls im Norden, der günstigste Verbindungshafen nach Aden und Saudi-Arabien). Das wurde schon in den 70er Jahren deutlich: Die Regierung meinte nach der schlimmen Trockenzeit 1975 einfach, über 100000 Nomaden vom Norden in schnell aufgebauten Landwirtschaftsdörfern zu Bauern, andere 20000 an der Küste schnell zu Fischersleuten machen zu können. Beide Programme waren am Schreibtisch ausgedacht, aber nicht abgestimmt auf die Lebensart und den Stolz der Nomaden. Die Fischerdörfer sind so gut wie leer. Der Nomade ißt keinen Fisch, er ernährt sich von Ziegen, Schafen und Kamelen. Die agrikulturnen Siedlungen stehen ebenfalls zum großen Teil leer, man versucht jetzt, sie für den Aufbau großer Staatsfarmen zu nutzen. «Seit Menschengedenken schaut der Nomade – nicht nur in Somalia – auf den Bauern mit einigem Hochmut herab. Wenn er die nötige Ausbildung erhält, geht er lieber in die Verwaltung, als daß er als Bauer arbeitet.»<sup>2</sup> Wie instinktiv die Regierung dieses Somalia ihrer eigenen Bevölkerung gegenüber arbeitet, wird deutlich aus dem Plan, für Somalia ein eigenes Fernsehen anzuschaffen. Das wäre eine unverantwortliche Investition zu reinen Prestigezwecken, die der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung nichts nützen könnte: sollen etwa die Nomaden ihre Fernsehapparate auf den Kamelen mitführen?

### Grundformen permanenter Kommunikation

Es muß sich in diesem Land viel ändern, zugleich müssen soziokulturelle Strukturen und Prägungen auch beim Gang in die Zukunft beachtet und gepflegt werden, wenn es denn eine organische und fortschrittliche, nicht nur eine katastrophische Ent-

wicklung werden soll. «*Pastoral Democracy*» hat *John M. Lewis* das wohl tiefstschürfendste und mit den Problemen des Landes vertrauteste Buch überschrieben, das es zu Somalia und seinen Nomaden gibt.<sup>3</sup> Kann man nicht die außerordentlich demokratischen Strukturen der Klan-, Verwandtschafts- und Stammesbeziehungen für den Aufbau eines neuen somalischen Staatswesens bewahren und retten; nicht im Sinne bloßer Konservierung, sondern durch Benutzung einer Struktur Selbstverwaltung, die sich für die moderne Staatsform eignet, die wir Demokratie nennen. Im Sinne des Visionärs der europäischen Demokratie, Jean-Jacques Rousseau, wäre es geradezu ideal, diese Haltungen und Formen des Zusammenlebens als Basis einer Demokratie zu nutzen. Es gibt hier Grundformen permanenter Kommunikation. Jedem Nomaden ist kommunikative Kompetenz gegeben, auch übrigens den somalischen Frauen, trotz des Islam. Bei den Nomaden gibt es das genaueste Wissen um die Lebens- und Überlebensbedingungen, um die Weidegründe, die Bodenbeschaffenheit, die Grenze, bis zu der die Beweidung des Landes in die riskante Überweidung schlittert. Das *Gespräch* ist Zentrum und unentbehrliches Ritual jeder sozialen Einheit, beginnend im Clan, endend im Stamm. Es bedarf keiner juristisch oder prozessual-fixierten Aufforderung zu dieser permanenten Beratung, die die Somalis untereinander pflegen. Es ist als lebenslang eingeübtes Ritual immer gegenwärtig. Das Gespräch ist zugleich eine Kunstform, die Poesie, als «oral poetry» allen geläufig. Einem Scheich oder einem politisch Verantwortlichen vor seiner Gemeinde einmal bei einer Rede haben zusehen und zuhören können, ist ein ästhetischer Genuß (vgl. *Kasten*).

### Süden gegen Norden: Vom Konflikt zum Bürgerkrieg?

Seit Monaten laufen Nachrichten durch die Weltpresse von einem neuen kriegerischen Konflikt an der äthiopisch-somalischen Grenze, zumal in der Region von Belet-Ueen, zumal von Galkajo. Die Kommuniqués aus Mogadishu wurden von den Presse- und Medienkorrespondenten in Nairobi so blind übernommen, daß selbst die Amerikaner aus ihrer bisher hier geübten Zurückhaltung und Reserve heraustraten und sich zu großen *Waffenlieferungen* und einem gemeinsam mit der somalischen Armee ausgeführten Manöver an der Küste Somalias entlang hinreißen ließen. Was hatte es nun mit dem Krieg auf sich? Augenzeugen, die die Grenzregionen abgefahren sind, sprechen von einer ganz anderen Realität, die Mogadishu lieber verschweigt. Das Regime des Siad Barre hat den Zenith seiner Macht überschritten, es gibt im Lande zwei Widerstandsbewegungen, mit denen der Präsident nicht mehr fertig wird. Die eine ist die Widerstandsbewegung im Norden, *islamisch* und *traditionell*, die andere *marxistisch* und *links* im Süden. Da zumal die Liberation Front im Süden dafür gesorgt hat, daß auch einige Offiziere und Soldaten aus der regulären Armee übergelaufen sind, hat die Regierung Barre die Notbremse gezogen: sie hat der von ihr abhängigen «West-Somalien-Liberation-Front» (WSLF) den Auftrag gegeben, die unbotmäßigen Stämme im Norden anzugreifen. Offiziere der Armee sowie jüngst noch sechs LKWs mit Munition und Waffen wurden zur WSLF geschickt, listigerweise aber von den Nordstämmen abgefangen. So kann man davon ausgehen, daß in Somalia ein latenter Bürgerkrieg begonnen hat, dessen heiße Phase hoffentlich nicht bevorsteht. Ein Krieg Nord gegen Süd würde entsetzliches Elend über die bettelarme Bevölkerung bringen. Die Regierung in Mogadishu ist nicht nur zu keinen Kompromissen bereit, sondern verschärft ihre unnachgiebige und den Norden (das ehemals englische Somaliland) benachteiligende Politik. Man will ausdrücklich verhindern, daß der Hafen von *Berbera*, der für den Nordwesten von vitaler ökonomischer Bedeutung wäre, zu einem großen Handelshafen ausgebaut wird – weshalb

<sup>2</sup> Helmut Heinzmeier: Krisenherd der Weltpolitik. Das Horn von Afrika, unveröffentl. Manuskript, München 1982 – vom Autor zur Verfügung gestellt.

<sup>3</sup> Lewis, John M.: *Pastoral Democracy*. Oxford University Press, London 1961; vgl. auch ders.: *A modern history of Somaliland*, New York 1965, New York 1979 rev. ed.

sogar ein bereits bewilligter Kredit der Weltbank und ein Projekt gestoppt werden. Die Weltbank hat Siad Barre aber die kalte Schulter gezeigt, als der Präsident kurzerhand die Gelder auf den Süd-Hafen Kisimayo umdirigieren wollte. In einer BBC-Sendung vom 16.12.1982 («Focus on Africa») hat ein Vertreter des Gouverneurs der Nordwest-Provinz zugegeben, daß die Steuergelder, die aus dem Norden nach Mogadishu gehen, in der Zentrale und im Süden hängenbleiben und nicht zur Entwicklung des Nordens benutzt werden. Auch westliche Regierungen und deren Botschaften, die Entwicklungsprojekte im Norden ansiedeln wollen, stoßen auf Widerstand. Dabei ist der Norden der aktivere Teil des Landes, gibt es vom Norden nach Aden, zu Jemen und Saudi-Arabien lebhaftere Handelsbeziehungen. Das ganze Land leidet unter dieser Benachteiligung des Nordens.

#### Zuviel (falsche) Hilfe

Das Land am Horn von Afrika ist ein Musterbeispiel für den unsinnig massierten Einsatz *westlicher und internationaler Or-*

*ganisationen*. Es ist überschwemmt von westlichen Experten, die in diesem Land der 3. Welt mit dicken Gehältern, Extras und allen Vergünstigungen des duty-free-Handels leben und damit die Oberschicht, die Ministerialbürokratie und die Intelligenz verseuchen. Auch sorgen sie für einen beträchtlichen Anstieg des Diesel- und Benzinverbrauchs. Den Rückzug der internationalen Organisationen aufgrund aktueller oder auch mittelfristiger Ereignisse zu organisieren, ist schwer: arbeiten doch die Bewilligungsmaschinerien der großen Organisationen mit einer Behäbigkeit, daß die dann beschlossenen Maßnahmen oft erst greifen, wenn die Lage, auf die man reagieren wollte, vielleicht schon vorüber ist.

Ein jüngstes Beispiel aus dem in vieler Hinsicht verwandten *Uganda*: Nach den Bürgerkriegswirren in der ugandischen Provinz West-Nile flohen eine *halbe Million* Ugander ins benachbarte *Zaire*, trauten sich bei allmählicher Beruhigung der Situation in Uganda seit Januar 1982 wieder in ihre Heimatgebiete und Distrikte zurück. Das Flüchtlingskommissariat der UN (der sog. UNHCR) richtete im Dezember 1982 ein Sub-Office in Arua, der Hauptstadt von West-Nile, ein, um die Re-

## Allah scheint hier menschlicher zu sein ...

Die Familie des Abdul Karim Ahmed Guleid hat mich in ein bewegliches Nomadendorf 40 km von Hargeisa im Nordwesten Somalias eingeladen. Abdul Karim ist ein denkwürdiger Fall: Als Kind war er noch Nomade, d. h. Hirt der Kamel- und Ziegenherde seines Vaters. Später, 20 Jahre danach, ist er nach dem Studium der Betriebswissenschaft Computertechnik der Elektronik-Konzerns Siemens in München. Als Siemens-Angestellter lernte ich ihn 1980 kennen. Er kehrte danach Karriere, Profit und Siemens den Rücken und ging wieder zurück nach Somalia, half mit in einem medizinischen Versorgungsprojekt der Not-Ärzte in Hargeisa. Als Nomaden zogen die Ahmed Guleids immer im Nordwesten des Landes hin und her – Abdul Karim schwärmt noch heute von dem freien Leben, der Ungebundenheit und relativen Autarkie dieser Nomaden. Die Nomadenfamilie lebt allein von ihren Tieren, von Kamel- und Ziegenfleisch und Kamelmilch, zwischendurch noch von einer besonders kräftigen Mischung von Kamelblut und Kamelmilch. In dieser Nahrung ist alles an Proteinen und Vitaminen enthalten, was der menschliche Organismus braucht. Diese Nahrung ist auch viel nahrhafter als das übliche Überlebenspaket, das internationale Hilfsorganisationen für das Überleben von nomadischen Flüchtlingen in Somalia bereithalten: Milchpulver, Butteröl, Mehl, Reis.

Die Würde, die Schönheit und die Anmut dieser Menschen sind für den nüchternen Mitteleuropäer berauschend. Die Frauen Somalias sind von Körperhaltung, Ebenmaß der Figur und des Gesichts, majestätischer Größe und Anmut, die mit einem für islamische Länder außergewöhnlichen Selbstbewußtsein einhergeht, herrlich anzusehen und geben dem Besucher den Eindruck: Schönheit und materieller Reichtum gehen nicht zusammen. Die Frau ist in Somalia nicht geduckt, ist nicht verpflichtet, sich ständig zurückzuziehen und verschleiert zu halten. Sie spielt innerhalb der Kernfamilie («raas») oder des Clans eine große, ja die entscheidende Rolle. Der andere Name für die Familie bezieht diese sogar auf die Frau und Mutter: «xerada ba casha» – das gibt die Zuordnung einer Familie und der Kinder zu der Mutter an. Der Islam hat in Somalia eine lieblichere, anmutigere Form gefunden, nicht so rigoros wie in den Staaten des Nahen Ostens. Die Gläubigen sind darum sicher nicht weniger ernsthaft, aber Allah scheint hier menschlicher, und die eine Hälfte der Menschheit, also die Frauen, ist von ihm nicht völlig hinter Schleier und Mauer verbannt.

Ich komme als Fremder in die Familie des Abdul Karim Ahmed Guleid. Nach ungeschriebenen Gesetzen ist der Gast für drei Tage König in der Familie. Am gleichen Abend wird zu meinen Ehren ein Schaf geschlachtet und am Spieß gebracht. Man lernt manche Umgangsformen der somalischen Nomaden schnell kennen, Umgangsformen, die sich übrigens bis in die

Amtsstuben der Ministerien in Mogadishu gehalten haben. So gilt es als unhöflich, wenn man bei einem Gespräch (wir sagen: «Termin») im Gesundheitsministerium der Hauptstadt sofort sprechen will, sofort vortprescht. Geht man sofort «medias in res», ist man abgeschriebe und kann davon ausgehen, daß der Antrag, die Forderung, die Bitte, abschlägig beschieden wird. Das Gespräch ist in diesem Land noch eine Kunstform, bei der bestimmte Regeln, ja sogar ein heimlicher Wettbewerb gelten. Die Nomaden, so erklären es uns die Somalis, so können wir es aber auch ohne Kenntnis der Sprache beobachten, sind glänzende Rhetoriker, beherrschen die Kunst verschwenderisch ausgeschmückter Sprache und Argumentation mit einer nur ihnen eigenen gestischen Meisterschaft. Über die Form der Brautwerbung bei den Nomaden schreibt der somalische Ethnologe *Abdi Gaileh Mirreh*, der selber aus dem Nordwesten Somalias stammt und als Nomade großgeworden ist:

«Hat sich der junge Mann entschieden, so berichtet er davon seinem Vater. Einige verwandte Personen überbringen den Wunsch des jungen Mannes dem Vater des Mädchens. Beide Personen vereinbaren einen Termin, an dem sie sich treffen wollen, um über die ganze Angelegenheit zu sprechen. Es kann natürlich auch sein, daß von der Familie des Mädchens von vornherein eine Ablehnung erfolgt. Ein paar Tage vor der Zusammenkunft wird unter einem Akazienbaum für die Gäste ein «waab» bereitet, man errichtet um den Baum einen Zaun, der von allen Seiten dicht ist und Schutz bietet. Auf den Boden innerhalb des umzäunten Platzes legt man getrocknetes Gras und darauf eine dareemo-Matte. In neuester Zeit kann es auch eine Woldecke sein. Der älteste Begleiter des Bräutigams beginnt mit dem Gespräch. In seiner Eigenschaft als Sprecher und Brautwerber heißt er der «wagureen». Seine Sache ist es auch, schließlich um das gewünschte Mädchen zu bitten. In die lange Unterhaltung fließen viele Sprichwörter ein, und man redet, indem man nach und nach darauf kommt, über die Höhe des *ya-rad* (Brautpreis). Das Gespräch kann einige Stunden, aber auch zwei oder drei Tage dauern. Wenn man sich geeinigt hat, sagt der Mann, der für das Mädchen verantwortlich ist: «Wir haben euch das Mädchen gegeben». Der für den Bräutigam Verantwortliche erhebt sich und schüttelt dem Partner seine mit einem Tuch bedeckte Hand. Nach dieser Absprache vergeht ein gewisser Zeitraum, oft mehr als ein Jahr, bis zur eigentlichen Eheschließung.»\* R. N.

\* Gaileh Abdi Mirreh: Die sozialökonomischen Verhältnisse der nomadischen Bevölkerung im Norden der demokratischen Republik Somalia. Veröff. des Museums für Völkerkunde Leipzig, Bd. 31, Berlin 1978, S. 137. Mirreh schloß in Leipzig/DDR seine Studien mit dieser Dissertation ab. Das Buch enthält das reichhaltigste Material zu den Strukturmerkmalen somalisch-nomadischer Existenz.

patriierung der geflüchteten Ugander zu beschleunigen. Zum Zeitpunkt, da der UNHCR-Vertreter, der Ire Mr. *Tschaikowski*, in Arua eintraf, war die Bewegung der Flüchtlinge schon abgeschlossen. Rückgängig war alles nicht mehr zu machen, weil schon 600000 US-Dollar bewilligt waren.

Im Frühjahr 1982 wurden bei Zusammenstößen auf den Straßen Hargeisa etwa 300 Somalis verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Schon vorher hatte die Verhaftung von drei somalischen Ärzten, darunter der Direktor des General Hospital in Hargeisa, Dr. Adan, Aufsehen und große Empörung ausgelöst. Wie immer hat die Regierung sofort die Armee die Herrschafts- und Exekutivbefugnisse übernehmen lassen. Wie immer haben in solchen Situationen die sogenannten «security-Bedürfnisse» Vorrang und werden eisern durchgeführt. Der Grund für die Verhaftung: Man soll in den Wohnungen der Verhafteten Broschüren und Propagandamaterial der somalischen Exilregierung in London gefunden haben. Auch solche Verhaftungen unterbrechen wertvolle Aufbau- und Entwicklungsprozesse. Im Krankenhaus von Hargeisa arbeiteten seit dem Sommer 1981 die deutschen Notärzte des Komitees Notärzte/Cap Anamur mit respektablem Erfolg.

Das Land erhält zu viel Hilfe – das klingt paradox, aber es ist erklärbar. Es bekommt *zu viel Hilfe* in Form von Materiallieferungen, von Gütern, von *Cargo-Tonnage*, es bekommt *zu wenig Hilfe* in Form von *Menschen*, die sich im Lande bei der Ausbildung, der Motivation und der Anleitung von somalischen Mitarbeitern beteiligen. Die ganz großen, zumal die internationalen Organisationen beginnen mit der Errichtung von Offices und Sub-Offices – ganz im Stil der Diplomaten. Sie brauchen nicht nur ein – versteht sich – schönes Haus, sondern deren zwei, ganz nach dem Muster westlicher Botschaften: ein Bürogebäude und die Residenz.

Das Mißtrauen gegenüber solch quantitativ erheblicher Hilfe steigt mit jedem Tag, den man in einem Land wie Somalia verbirgt. Natürlich sind solche Mengen, die in irgendwelchen Stores verstaut werden, nicht zu kontrollieren – weshalb sie eben oft in Kanäle gehen, die nicht diejenigen sind, für die man die Materialien bestimmt hatte.

Im Hafen von Berbera gehe ich eines Morgens in den großen Lagerstore des Hafens. Wir kommen an Bergen von Hilfsgütern vorbei: den größten Berg bilden Säcke mit Milchpulver, auf jedem einzelnen Sack steht der Aufkleber: «A Gift for the Kampuchean Population from the European Economic Community». Die Cargo-Schiffe, die das Milchpulver hierhergekartet haben, haben «*zufällig*» den falschen Erdteil erwischt. An anderer Stelle liegen Decken, Kleidung, die in der Winterszeit wirklich gebraucht würden, weil es nachts in den Flüchtlingslagern ziemlich kalt wird. Aber die Weiterlieferung läuft nicht.

Ein weiteres Hauptproblem der Hilfe ist unsere Ungeduld und der langsame, über Generationensprünge laufende Lernvorgang, bei dem diese Völker bestimmte Haltungen verinnerlichen, die für den zivilisatorischen Prozeß wichtig sind. Unsere Ungeduld ist vom Teufel, weil wir – wie übrigens bei der Entwicklungshilfe insgesamt, aber auch bei der Integration von Ausländern – immer Anpassungsprozesse von Menschen erwarten, deren Kinder oder Kindeskiner erst diese Leistung vielleicht erbringen können. Es wurde durch eine Soziologen-Untersuchung bekannt, daß es dreieinhalb Generationen gebraucht hat, bis die polnischen «Gastarbeiter» im westdeutschen Ruhrgebiet sich in das deutsche soziale Leben «integriert» hatten. So wird auch erst der Sohn oder die Tochter des Dr. Mohammed Youssef in Mogadishu vielleicht selbstverständlicher die Pflichten und Anforderungen eines Hospitaldienstes erfüllen, wird die gesellschaftlichen Clan-Verpflichtungen etwas zurückstellen gegenüber der Notwendigkeit, den Dienst für die Kranken um 8 Uhr morgens im Hospital aufzunehmen. Das gesellige Leben ist einfach noch so unbedingt verpflichtend, daß man z. B. auch morgens nicht an jemandem so einfach vorübergeht oder vorüberfährt, ohne mit ihm lang und schön gesprochen oder wenn möglich eine Tasse Tee getrunken zu haben.

## Wie (sinnvoll) helfen?

Ein Diplomat sagt mir in Mogadishu, er sehe im Interesse dieses Landes, das er liebt, eine seiner Hauptaufgaben darin, bestimmte Prestige- und Unsinn-Projekte zu *verhindern*, die bei uns in Westeuropa immer noch unter dem euphemistischen Titel «Entwicklungshilfe» laufen. Wie jetzt wieder das große *Dammprojekt am Juba-Fluß*, an das die somalische Regierung verhängnisvollerweise ihr ganzes Prestige gehängt hat. Nach aktueller Kalkulation soll es *800 Mio Dollar* kosten (das entspricht knapp dem Bruttosozialprodukt eines Jahres in Somalia) und soll nach Fertigstellung nicht weniger als 220000 Hektar bewässern. Das Fiasko dieses Projekts ist schon jetzt absehbar, bevor es überhaupt fertig geworden ist. Ein Fünftel der somalischen, also nomadischen Bevölkerung müßte im Juba-Tal angesiedelt werden. Aber das eben mehrheitlich aus Nomaden bestehende Volk hat diese Zahl von Bauern nicht, die für diese Ansiedlung nötig wäre. Ganz abgesehen von den (bei den Cabora-Bassa/Mozambique- und Tina-Cones/Brasilien-Dämmen bekannt gewordenen) ökologischen, sozialen und demographischen Folgeerscheinungen, die solche Mammutprojekte mit sich schleppen. Bisherige Hilfe besteht sehr oft darin, daß man gibt, oft hinterherschmeißt, aber nicht, daß man hilft.

Somalia ist Thema dieses Beitrages – Somalia steht aber für viele Länder der Dritten Welt. Es hat gegenwärtig ein Bruttosozialprodukt von 1000 Mio Dollar, lebt aber mit 1,4 Mrd Dollar, weil in das Land 400 Mio Dollar gratis hineingepumpt werden. Ob diese Hilfe, die reines Geschenk ist und fast die Hälfte des eigen erwirtschafteten ausmacht, für das Land sinnvoll und nützlich ist, wird fast jeder, der es gut mit Somalia meint, bezweifeln. Schließlich gehen immer mehr Hilfsgüter krause Wege, Ab- und Seitenwege und werden weiterverkauft. Die Korruption blüht, das Land bleibt unterentwickelt.

Die Regierung hat sich deshalb auch so sehr bemüht, die *Zählung der Flüchtlinge* im Land zu verhindern – bis hin zur Lächerlichkeit. Es kam

Auf Ende dieses Schuljahres verlassen uns zwei langjährige Mitarbeiter wegen Weiterbildung bzw. Pensionierung. Deshalb suchen wir auf den 1. August 1983

## Katecheteten

(verschiedener Stufen) und

## Sozial- bzw. Jugendarbeiter

Je nach Ausbildung ist auch eine Kombination der genannten Tätigkeitsbereiche denkbar. Eine Teilzeitanstellung ist nicht ausgeschlossen.

Wir bieten einsatzbereiten, kreativen Persönlichkeiten viel Selbständigkeit und angenehme Zusammenarbeit im Pfarreiteam. Die Anstellungsbedingungen sind zeitgemäß und sozial.

Nähere Auskunft erteilen Ihnen Pfarrer Anton Schelbert (045/81 33 81) oder Pius Schwyzer, Kirchenratspräsident (045/81 10 10).

Richten Sie Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen an: Kath. Kirchgemeinde, 6130 Willisau.

dabei heraus, was Beobachter schon lange wußten, zumal die humanitären Organisationen, die schon lange im Land arbeiten. Es gibt nicht 1,3 Mio, sondern wahrscheinlich gut 500000 Flüchtlinge im Land. Nur: für 1,3 Mio erhält Somalia auf Grund der Pro-Kopf-Rationen des «World Food Programm» einfach mehr «Kopfrationen» ...

Was tun? Vielleicht sollen wir weniger von unserer Hilfe überzeugt sein – und dennoch weiter helfen. Wir sollen aufhören, allein mit den Eliten zu tun zu haben – wir sollen versuchen, den Dialog auch mit den Völkern zu führen. Fast alle Diplomaten und Experten der großen Organisationen sind dazu gar nicht mehr in der Lage, sind in den Hauptstädten so total abgeschottet, daß sie auch keine Gelegenheiten mehr finden, den Kontakt zu den Menschen des Landes aufzunehmen, in dem sie leben.

Die afrikanischen Länder müssen den Rhythmus ihres Lebens, ihrer Veränderung und ihres Wandels selbst bestimmen, ja oft erst finden. Die Somalis müssen ihre nomadischen Quellen pflegen und achten; nur wenn sie die Werte der Nomaden, ihre Stärke und ihre Haltungen mit einbringen in den neuen Staat und nicht das ganze Land rein unter kapitalistischen Profit aufteilen, werden sie zu einer gedeihlichen volkswirtschaftlichen Form finden. Wir Europäer müssen uns als Partner verstehen, als Gast in einem Land, in dem auch wir zu lernen und zu rezipieren haben.

Wie wird sich dieses Somalia, wie dieses Afrika entwickeln, in dem die politischen Bewegungen so auseinanderstrebend, aber

zugleich gleichlaufend sind? Die Zeit der großen charismatischen Führer- und Leitfiguren ist vorbei. Präsidenten wie Tansanias Julius Nyerere zum Beispiel haben ihren Nimbus als «Lehrer des Volkes» verloren, weil es nicht schnell genug Erfolge gegeben hat. Auch neue Bewegungen sind daran zu messen, wie weit sie die Werte und Erfahrungen der je eigenen Stammes- und Volksgeschichte bewahren können. In Somalia wird es eine Demokratie der Hirten bzw. Nomaden sein, von Hirten, die sich langsam, hoffentlich unter wenig Verlusten, verändern müssen – im Zuge der volkswirtschaftlichen Veränderung, die notwendig kommen muß.

Hilfe kann gelingen und helfen, wenn Menschen, die materielle Hilfe geben, zugleich dafür sorgen, daß die Hilfsgüter vor Ort ankommen, daß z. B. Ersatzteile gut angeschlossen und Maschinen gewartet werden; daß gleichzeitig einheimische Kräfte unterrichtet werden. Ich kenne einige Projekte, in denen solche Fortschritte möglich waren, in denen europäische Ärzte, Krankenschwestern und Techniker ohne Überlegenheitsgefühl anderen Menschen etwas geben konnten. Ich bleibe pessimistisch gegenüber den Formen der in großen Quantitäten von Staat zu Staat oder von Bürokratie zu Bürokratie organisierten Hilfe.

Rupert Neudeck, Troisdorf bei Köln

VOM AUTOR, Dr. Rupert Neudeck, Redakteur am Deutschlandfunk in Köln und Vorsitzender des Deutschen Notärztekomitees, erscheint demnächst (März 1983) in der Herder-Taschenbücherei: Die letzte Fahrt der Cap Anamur.

## «Der Gott der ganzen Bibel» – aus jüdischer Sicht

In den Vorkriegsjahren wurde folgende Geschichte erzählt: Ein polnischer Jude fuhr nach Deutschland, um dort einen liberalen Rabbiner aufzusuchen. Nach seinem Anliegen befragt, antwortete der Pole, daß er einen *din torah*, einen Rechtsstreit mit Gott habe, der nach rabbinischem Recht entschieden werden soll. An sich ist so etwas im Judentum nicht völlig unbekannt. Abraham, Jeremia und Ijob haben diese Weise, Gott gegenüberzutreten, bereits in biblischer Zeit eingeführt. Aber es war dennoch ungewöhnlich, zu diesem Zweck eigens nach Deutschland zu reisen. Auf die Frage des deutschen Rabbiners, ob es denn in seiner Heimatstadt keinen Rabbiner gäbe, antwortete der Pole: «Doch, den gibt's schon. Aber ich kann ihn als Schiedsrichter in diesem Fall nicht gebrauchen, denn er ist voreingenommen. Er ist nämlich gottesfürchtig.»

### Nur eine biblische Theologie?

Auch der Verfasser des Buches «Der Gott der ganzen Bibel», Horst Seebaß, ist gottesfürchtig, ein gläubiger Christ; und sein Anliegen ist es, den religiösen Inhalt der *ganzen* Bibel dem modernen Menschen nahezubringen. Hier geht es nicht um Quellscheidung, um Form- und Redaktionsgeschichte, obwohl Seebaß zwischen den Zeilen erkennen läßt, daß er auch diese Disziplinen beherrscht; sondern es geht darum, das Wort Gottes wieder aus der Bibel zu hören. Aus der *ganzen* Bibel, d. h. aus dem AT sowohl wie aus dem NT. Einer marcionitischen Preisgebung des AT, so wie sie, trotz Kanonisierung des AT durch die Kirchenväter, von Zeit zu Zeit dennoch von einigen Christen befürwortet wird, ist Seebaß völlig abhold. Auch spricht hier nicht so sehr der Alttestamentler wie der Theologe; und der Theologe versucht – mit großem Erfolg übrigens – in einer gemeinverständlichen Sprache zu sprechen. Ja, manchmal meint man sogar, den Prediger und den Katecheten und nicht den Universitätsprofessor zu hören – was der Sache der Bibel nur zugute kommt.

Dabei mag sich allerdings so mancher Wissenschaftler über die Legitimität der Aufgabe wundern, die Seebaß sich selbst ge-

stellt hat. Es ist ja keineswegs ausgemacht, daß es so etwas wie *die* Theologie des AT gibt. Man stelle sich vor: es wird von einer Literatur gesprochen, die im Laufe eines Jahrtausends entstanden ist. Soll sich das alles auf einen Nenner bringen lassen? Vertreten Ijob und der Deuteronomist wirklich dieselbe Theologie? Behaupten Obadja und Deuterocesaja tatsächlich dasselbe? Oder Jona und das Buch Josua? Und wenn man dazu noch *die* Theologie des NT nimmt (wobei doch dieses NT, obwohl in einer viel-kürzeren Zeitspanne als das AT entstanden, auch seinerseits *verschiedene* theologische Einstellungen widerspiegelt), – wenn man also zum AT auch noch das NT nimmt, um *eine* theologische Linie zu verfolgen, so können schon einige methodologische Einwände gegen ein derartiges Unternehmen aufkommen.

Immerhin, und das sei sogleich zur Verteidigung von Seebaß hervorgehoben, liegen sowohl das AT wie das NT in kanonischer Form vor. Das bedeutet also zumindest, daß diejenigen, die für die Kanonisierung verantwortlich waren, ein gemeinsames Anliegen aller Schriften des AT und aller Schriften des NT angenommen haben müssen; und im Fall der christlichen Kirche muß das gemeinsame Anliegen *beider* Bibeln angenommen worden sein. Seebaß hat also eine breite historische Basis, auf der er sein Projekt unternehmen kann.

Aber Seebaß spricht zu uns nicht als Vertreter einer *historischen* Theologie, obwohl er auch in der historischen Theologie zu Hause ist. Er spricht eher als ein engagierter Theologe unserer Zeit. Er kennt die Probleme, die uns bewegen. Staatsverfassungen, moderne Rechtsprechung, Umweltschutz und Ökologie spielen in seiner Bibelauslegung eine beachtliche Rolle. Und als moderner, aufgeschlossener Mensch ist er auch am Dialog mit Juden und Judentum interessiert. Gerade deshalb fühlt sich der Rezensent von Seebaß angesprochen und auch berechtigt, diese Rezension zu schreiben. Denn, wenn es nur darum gehen würde, was AT und NT einem frommen Christen heutzutage zu sagen haben, ginge das einen Außenstehenden an sich gar nichts an. Nur deshalb, weil Seebaß im Text und auch in den Anmerkungen wiederholt auf jüdisches Denken in der nachbiblischen Zeit Bezug nimmt, sei es auch einem außenstehenden

<sup>1</sup> Herder, Freiburg-Basel-Wien 1982, 256 Seiten, DM 38,-.

jüdischen Theologen gestattet, sich hier mit dem Buch von Seebaß zu beschäftigen.

Ein Zweifaches fällt dem jüdischen Leser dieses Buches auf. Zunächst unterliegt es keinem Zweifel, daß Seebaß es mit den Juden gut meint. Er will ihnen keinesfalls wehtun; ja, er scheint sie sogar zu schätzen. Wenn er z. B. das alttestamentliche Recht beschreibt, dann findet der jüdische Leser eine Darstellung vor sich, die so positiv, so einfühlend und so anerkennend gehalten ist, daß man selbst bei modernen jüdischen Wissenschaftlern wohl kaum ihresgleichen finden wird. Ähnliches gilt von Seebaß' Darstellung des Schöpfungsglaubens, der Liebe und der Ehe und (jedoch nur zum Teil) der alttestamentlichen Vorstellung vom messianischen Reich.

#### «Aufhebung» des alttestamentlichen Gottesvolkes?

Dennoch, trotz seiner Dialogbereitschaft und trotz seiner feinen Einfühlungskraft in das Wesen der alttestamentlichen Religion und des nachbiblischen Judentums, bleibt Seebaß einer christlichen «Nachfolgertheologie» verhaftet, die man gerade von christlichen Gesprächspartnern im christlich-jüdischen Dialog heutzutage kaum noch hört. Nach Seebaß werden vom AT Probleme aufgeworfen, die vom NT, und *nur* vom NT, gelöst werden. Gerade das ist der Schlüssel für den Zusammenhang der beiden Teile der christlichen Bibel. Für Seebaß bedeutet das allerdings nicht, daß die Juden etwa von Gott «verworfen» worden wären; und er ruft gewiß nicht zu einem Kreuzzug gegen die Juden auf. Und doch liegt in seiner Darstellung so etwas wie ein Triumphalismus – ein Triumphalismus nicht der *ecclesia triumphans*, mit dem sich ein Protestant wie Seebaß wohl kaum anfreunden könnte, aber immerhin ein Triumphalismus des *evangelium triumphans*. Die Antworten auf die Fragen, die das AT stellt, liegen bei und in Jesus Christus. Wer nicht zu Jesus kommt, erhält auch die notwendigen Antworten nicht.

So sollte es auch nicht überraschen, daß Seebaß ab und zu Worte entschlüpfen, die von vielen jüdischen Lesern (nicht aber von dem Rezensenten, der das Glück hat, den Verfasser persönlich zu kennen!) ziemlich leicht als Kampfansage aufgefaßt werden könnten. Kronzeuge für die Verwirklichungsmöglichkeit oder -unmöglichkeit der Tora ist bei Seebaß der Apostel Paulus; und es fällt das Wort vom «Scheitern der Tora». Auch beim Messianismus, jüdisch verstanden, ist vom «Scheitern» die Rede. Und das alttestamentliche Gottesvolk soll in das von Jesus Christus gestiftete Reich Gottes «aufgehoben» worden sein – ein gefährliches Wort, denn im Zeitalter der «Endlösung» mag es Menschen geben, die dem Wort «Aufhebung» nicht das notwendige Hegelianische Verständnis entgegenbringen. Wenn Seebaß schließlich auf die Pharisäer zu sprechen kommt, so gibt er sich zwar riesige Mühe, das traditionelle Zerrbild zu vermeiden und sogar die moralische Leistung der Pharisäer hoch einzuschätzen; aber er verweist den Leser – heute, im Jahre 1982! – immer noch auf *Julius Wellhausens* Darstellung dieser frühjüdischen Gruppe (vgl. S. 223, Anm. 26).

Nun soll hier nicht behauptet werden, daß das Leben nach den Gesetzen der Tora keine Probleme in sich birgt. Das hat nicht nur der Apostel Paulus gesehen. Aber andere Schüler Gamaliels sind dennoch mit diesen Problemen auf nicht-paulinische Weise fertig geworden – wobei die Lehre von Gottes Bereitschaft zur Vergebung keine geringe Rolle spielt.

Auch läßt es sich nicht bestreiten, daß der biblische Messianismus das Gottesvolk gelegentlich auf Irrwege geführt hat – noch im siebzehnten Jahrhundert (Sabbatai Zwi) und vielleicht sogar noch im zwanzigsten. So verschiedene messianische Verwirklichungsversuche sind also gescheitert. Aber *der* alttestamentliche Messianismus? Man braucht ja Seebaß gar nicht seinen Glauben zu nehmen, daß der alttestamentliche Messianismus im Kreuz seine wahre Erfüllung gefunden hat. Für ihn und für andere fromme Christen ist das gewiß eine wahre existentielle Aussage. Aber irgendwie sollte Seebaß wohl doch etwas Ver-

ständnis aufbringen können für diejenigen, die «den Kommen-den» immer noch erwarten. Es gibt nämlich neben dem christlichen *Midrasch* zum AT auch noch einen jüdischen, der auch aus dem AT entstanden ist und der für die nichtchristliche Judentheit die gleiche problemlösende Rolle spielt wie das NT für die Christenheit. Aber das scheint Seebaß eben nicht wahrhaben zu wollen. Für ihn läuft *eine* Linie, und *nur* eine Linie, durch das AT und von dort aus durch das NT. Er hat kein Verständnis dafür, daß es mehrere Linien geben mag, daß auch das alttestamentliche Gottesvolk vielleicht gar nicht in der von Jesus gestifteten Kirche (und, sagen wir es einmal offen heraus, auch nicht im modernen Nationaljudentum) «aufgehoben» worden ist und daß Gott, der Herr, weit größer und erhabener (und auch weitherziger) sein mag, als ihn die verschiedenen Religionen darstellen.

Es folgt aus den bereits angegebenen Positionen von Seebaß, daß er sich stark dagegen sträubt, die Judenmission aufzugeben: «Es kann in keines Christen Willkür gestellt werden, ob er dem Missionsgebot Folge leistet oder nicht. Denn das Gebot ist das Zeichen des universalen Gottesreiches, in das hinein das alttestamentliche Gottesvolk aufgehoben ist.» (S. 138)

Der Rezensent ist ein Jude, für den weder die Tora noch der alttestamentliche Messianismus endgültig gescheitert sind, der in der jüdischen Glaubensgemeinschaft in Zeit und Raum die Kontinuität eines keineswegs «aufgehobenen» alttestamentlichen Gottesvolkes erblickt, der in der pharisäisch-rabbinischen Religion keine «Werkheiligkeit» wahrnimmt (nota bene: Seebaß benutzt diesen polemischen Ausdruck *nicht*, versteht es aber, die damit bezeichnete Form der Religion auf höfliche Art zu umschreiben), und der schließlich in den auf ihn gerichteten christlichen Bekehrungsversuchen nicht nur eine unangenehme Belästigung empfindet, sondern vor allem auch eine Beleidigung, da ja damit zum Ausdruck gebracht wird, daß das Judentum eine unvollständige Religion ist. (Was aber nicht be-

## Die themenzentrierte Interaktion TZI (nach Ruth Cohn)

### Ein Modell für lebendige Kommunikation und Gesprächsführung in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Thema der Einführungskurse:	Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?
Thema der Aufbaukurse:	Zwischenmenschliche Konflikte – was bedeuten sie mir, und wie löse ich sie?
Termine 1983:	Einführungsmethodenkurse: 4.–8. April Aufbaukurse: 4.–8. Juli 27.–31. März 12.–16. Juli 19.–23. Juli 1.–5. August
Adressaten:	Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und anderen Berufen neue Wege zum Menschen suchen.
Kurskosten:	Fr. 300.–. Einzahlung auf Postcheckkonto Waelti 30-66546 (= definitive Anmeldung)
Unterkunft:	Vollpension pro Tag ca. Fr. 40.–
Anmeldung bei der Kursleiterin:	Dr. phil. Elisabeth Waelti Höheweg 10 3006 Bern

deutet, daß er je von frommen Christen verlangen würde, etwas, das ihnen als Gottes Gebot erscheint, ihm zuliebe aufzugeben.) Dennoch begrüßt der Rezensent das Erscheinen dieses Buches. Im christlich-jüdischen Gespräch hat man es oft mit Menschen, Juden sowohl wie Christen, zu tun, die in ihrer religiösen Einstellung etwa dem Bild entsprechen, das sich, in der zu Anfang erzählten Geschichte, der polnische Jude von dem liberalen Rabbiner in Deutschland gemacht hatte, d. h. mit Menschen, die nicht a priori für Gott voreingenommen sind. So reden dann häufig ungläubige Juden mit ungläubigen Christen. Es tut gut, hier einmal einen wirklich frommen und gläubigen Christen traditioneller Prägung anzutreffen, der sich – trotz der dem Dialogpartner unannehmbaren Glaubensüberzeugungen – dennoch dem christlich-jüdischen Gespräch stellt. Zu wünschen wäre allerdings, daß Horst Seebaß in seiner Menschlichkeit und in seiner Feinfühligkeit Juden gegenüber beharrt – auch dann, wenn der christlichen Judenmission im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr Erfolg als früheren Versuchen dieser Art beschert sein sollte.

Jakob J. Petuchowski, Cincinnati/Ohio (USA)

## Reform im Islam – Buchhinweis

«Allah heute»: Auf diesen Titel aufmerksam gemacht, er sei in der Flut der Islam-Literatur der beste, frage ich einen Kenner. Er bestätigt mir: «Der Autor ist zuverlässig, er arbeitet mit Texten.» Tatsächlich geht es *Arnold Hottinger* in seiner kleinen, historisch kommentierten Textauswahl darum, bei uns westlichen Menschen ein «Verstehen» zu wecken: Wir sollen auf Stimmen aus dem Islam «hören» lernen, und zwar auf solche, die seine *Entwicklung* und seine *Reformversuche* dokumentieren. Zuerst führt er uns ins vierte Jahrhundert des Islam (das zehnte unserer Zeitrechnung) zurück, zu einem «Glaubensbekenntnis» von *al-Aschari* (874–935), dem «wichtigsten Formulierer der Orthodoxie, wie sie heute noch gilt». Es war seinerzeit ein Dokument der Reaktion auf eine Schule, die unter den Einfluß der griechischen Philosophie und der logischen Diskussion geraten war: ein polemischer Text, der die Rückkehr zum grundsätzlichen Vorrang der «prophetischen Wahrheiten» empfiehlt.

Ganz anders klingt 200 Jahre später das Bekenntnis des Theologen und Mystikers *al-Ghasali* (1058–1111), der es im Rahmen seiner «Wiederbelebung der Religionswissenschaften» zum Auswendiglernen durch Kinder (!) verfaßt hat: ein einziger, nicht enden wollender Lobpreis auf Allah. Seine erhabenen Eigenschaften werdem dem gegenübergestellt, was exakte Naturbeobachtung lehrt: «*Er ist ein Hörer und Seher ... Entfernung verschleiert Sein Hören nicht, und Dunkelheit verhüllt*

*nicht Sein Sehen. Er sieht ohne Augapfel oder Augenlid; hört ohne Ohröffnung oder Ohrmuschel. Er weiß auch ohne Gehirn und greift ohne Hand, schafft ohne Gerät.*» Ghasalis Verbindung von Orthodoxie und Mystik, sein «Zweiklang: formeller Islam und verkörperter Gottesstaat einerseits und direkte Beziehung des Gottsuchers zu seinem geliebten Herrn andererseits», war nach Hottinger so fruchtbar und hat die Bedürfnisse der Muslime so lange Zeit gestillt, daß er dieser «langsam verklingenden Harmonie» ein «scheinbares Stillstehen der Entwicklung» über Jahrhunderte hinweg zuschreiben kann.

### Gegen eine «absolute» Vorherbestimmung

Für die neueren Reformbestrebungen sind in dem Band zunächst Texte von zwei bis heute dominierenden Autoren aus dem 19. Jahrhundert angeführt: *al-Afghani* (1839–1897) und *Muhammad Abduh* (1845–1905). Beide befassen sich mit dem Thema der *Vorherbestimmung* im Kontext eines Vergleichs zwischen der Überlegenheit der europäischen und der Schwäche der muslimischen Staaten zu jenem Zeitpunkt. Aber der zweite, Schüler des ersten, tut es ganz anders wie sein Lehrer, der nach Hottinger ein «panislamischer Revolutionär par excellence» war und vor allem in Ägypten und im Iran zum politischen Agitator gegen die Kolonialherrschaft und den europäischen Einfluß wurde. *Afghani* (trotz seines Namens von persischer Abkunft) führt in seinem Text zunächst alle mißlichen Eigenschaften an, die der Westen den Muslimen ankreidet, und zwar aufgrund des ihnen unterstellten Glaubens an eine *absolute Vorherbestimmung*. Diese Unterstellung aber sei (abgesehen von einer extremen Sekte) eine Lüge: die wahre Lehre verkünde eine «Teil-Willensfreiheit» und sei nach dem Zeugnis der Geschichte eine Quelle von Mut und Aktivität, ja von Eroberungstaten gewesen. Sie vertrage sich durchaus mit dem Glauben an ein «Geschick», den übrigens alle großen Eroberer von Kyros und Alexander bis Dschingis Chan und Napoleon geteilt hätten. *Abduh*, nach Hottinger ein «stillerer und tieferer Geist», ist weniger apologetisch abwehrend. Von den beiden Abschnitten aus seinem Kommentar zur Sure 103 («... der Mensch stürzt sich selber ins Verderben – nur die nicht, die glauben und rechtschaffen handeln ...») begründet der erste den freien Willen mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein von der Verantwortlichkeit für die eigenen Handlungen, während der zweite für ein innerliches, im guten Gewissen gründendes Verständnis von Glück wirbt. Interessant ist es, in einem späten Text aus Algerien von *Malek Bennabi* eine kritische Bewertung der mit der Azhar-Moschee in Kairo verknüpften Reformbewegung zu lesen, der «dogmatische Geist» Abduhs und vor allem das Wort «Theologie» zum Verhängnis geworden sei. Wichtig ist ferner die Information, daß die Reformbewegung den Mystikerorden abhold war, obwohl Abduh in seiner Suche nach einem «Mittelweg» in der Anpassung an das «sozial Gute» zunächst auf den von ihm wiederentdeckten *al-Ghasali* zurückgegriffen hatte.

### Die Suche nach dem islamischen Staat

Wie weit durfte die Reform gehen – bis zur Verwestlichung? Ein Text aus Indien vom damals 24jährigen *Sajid Amir Ali* (1849–1928) preist die «wundervolle Anpassungsfähigkeit» des Islam («an alle Zeitalter und Völker»: Der Autor verkörperte nach Hottinger selber diese Fähigkeit, indem er den «Geist des Islam» mit dem der Moderne (z. B. Wissenschaftlichkeit) identifizierte. Daß auch im Islam die Trennung von Religion und Politik nicht nur möglich, sondern geboten sei, vertritt ein Text aus Ägypten von 1925. Doch er machte Skandal. Bereits waren andere schon wieder auf der Suche nach dem islamischen Staat. Ihr ist der letzte Teil des Bandes gewidmet, in dem die Information im aktuellen und zeitgeschichtlichen Sinn besonders wichtig wird. Aus der Folge von Texten stechen ein Glaubensbekenntnis der *Muslimbrüder* und zwei Abschnitte von *Chomeini* heraus. In seinem Kommentar findet Hottinger, der «Übergang von der Reform des Islams zur Militanz» sei ein «natürlicher Schritt» gewesen: «Wozu sonst sollte die Reform dienen!» Von Beginn an war es um die «soziale Ausstrahlungskraft des Glaubens» gegangen! Allerdings übersieht er nicht das Risiko: Die Korruption der Macht. Aber er meint, es verdiene immerhin Bewunderung, daß dieses Problem vom Islam nicht umgangen und als «zu dieser Welt gehörig» ignoriert werde. Die Verwirklichung einer islamischen Ordnung in dieser Welt könne nur mit dem Risiko, sie zu verwirklichen oder zu scheitern, in immer neuen geschichtlichen Versuchen angestrebt werden. Dabei existierten die verschiedenen mehr oder weniger chronologisch aufgezeigten Tendenzen in der Praxis gleichzeitig in jedem Land: Allah *heute!*

L. K.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen  
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration:  
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842

Schweiz: Kreditanstalt Zürich-Enge  
Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982/83:

Schweiz: Fr. 33.- / Halbjahr Fr. 18.- / Studenten  
Fr. 24.-

Deutschland: DM 39.- / Halbjahr DM 22.- / Studenten  
DM 28.-

Österreich: öS 300.- / Halbjahr öS 170.- / Studenten  
öS 200.-

Übrige Länder: sFr. 33.- plus Versandkosten

Gönnerabonnemente: Fr. 40.- / DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20,-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

pendo-verlag Zürich 1982, 138 Seiten, Fr./DM 18.80.